

„Dem Glauben Zukunft geben“

Perspektiven für den Pastoral- und Strukturplan 2020

Pressekonferenz am 27.6.2008 in der ehemaligen Karmeliterkirche München

Im Jahr 2005 hat mein Vorgänger, Friedrich Kardinal Wetter, eingeladen, über eine zukunftsfähige Seelsorge in unserem Erzbistum München und Freising nachzudenken. Erste Modelle wurden entwickelt und über die Möglichkeit einer Neustrukturierung der pfarrlichen Seelsorge diskutiert. Gerne und dankbar greife ich die Ergebnisse dieses Prozesses auf, sehe aber zugleich die Notwendigkeit, sie zu vertiefen und stärker mit einem umfassenden Prozess zu einer geistlichen Neuorientierung zu verknüpfen. In den kommenden beiden Jahren wollen wir deshalb in unseren Pfarreien über die pastorale Zukunft nachdenken – nicht, indem wir ängstlich versuchen, irgendetwas zu organisieren, damit es nicht ganz so schlimm wird, wie wir vermuten. Nein. Wir wollen mutig den Auftrag Jesu für uns im Erzbistum aufgreifen: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh 20,21). So stellen wir bewusst diesen Weg der Neuorientierung und Neustrukturierung unter das Motto: „Dem Glauben Zukunft geben“.

In vier Schritten werde ich versuchen, dieses Thema zu „umkreisen“, damit wir uns darüber verständigen, wo wir als Kirche in dieser Gesellschaft stehen und wie wir uns neu aufstellen können. So wird sehr schnell deutlich werden: Es geht bei diesem Prozess um „mehr als Strukturen“! (vgl. Arbeitshilfe Nr. 216 der DBK) Der Text soll Anregungen geben für die Diskussion und das Weiterdenken.

I. Kirche und Gesellschaft in der Moderne

Eine Kernfrage ist, wie situieren wir uns in der modernen Gesellschaft, die in den letzten fünfzig Jahren mit zunehmendem Tempo Veränderungen erlebt hat, wie viele Ältere unter uns es in ihrer Kindheit nicht erwartet haben. Und dieses Tempo wird

weiter zunehmen. Es gibt jedenfalls keine Anzeichen, dass diese Entwicklungen in der Gesellschaft sich verlangsamen werden. Und damit sind wir bei der Kernfrage, die sich ja auch in vielen Gemeinden stellt: Wo stehen wir als Kirche, als Pfarrgemeinde, als sich vor Ort versammelnde Eucharistiegemeinschaft inmitten einer immer vielfältigeren und sich rasant verändernden Gesellschaft? In einem ersten Schritt möchte ich versuchen, das zu analysieren. Es macht keinen Sinn, in einer nostalgischen Verklärung der Vergangenheit oder in einer utopischen Vorwegnahme der Zukunft zu leben. Es geht darum, den jetzigen Augenblick anzunehmen als unsere Zeitstunde und diese Zeit zu deuten im Licht des Evangeliums. Es geht darum, uns zu vergewissern, welche Sendung wir als Kirche zu leben haben und wie wir uns selbst verstehen. Dazu brauchen wir gemeinsame Kirchenbilder. Nicht nur eins, so uniformistisch bin ich nicht. Aber Bilder, auf die wir uns gemeinsam einlassen und Bilder, die sich nicht widersprechen.

Das ist ein wichtiger, ja entscheidender Weg, und es ist eine Illusion zu meinen, wir bräuchten lediglich ein paar Strukturveränderungen vorzunehmen. Es ist noch ein langer Weg zu gehen. Dieser Weg muss geprägt sein von gemeinsamen Zielvorstellungen und von der Selbstvergewisserung, wie wir uns in dieser Gesellschaft platzieren wollen, was wir vor allem zu tun und zu bezeugen haben.

Dabei ist zunächst einmal grundsätzlich festzustellen, dass die Situation von Kirche und Gesellschaft und das Verhältnis der beiden Größen zueinander anders geworden sind. Wir erleben eine Differenzierung, Kirche und Gesellschaft driften stärker auseinander. Wir gehen in eine neue Epoche. Dies wird unsere Situation viel tiefgreifender verändern, als wir im Augenblick ahnen. Das vorherrschende Gefühl, das uns in den letzten Jahrzehnten geprägt hat und das wir auch immer wieder pflegen, hängt damit zusammen. Es ist das Gefühl des Zusammenbruchs, des Weniger, des „Noch“. Es gibt gewissermaßen eine Pastoral des „Noch“: Wir haben noch so viele Kommunionkinder, wir haben noch so viele Priester und Ordensleute. Wenn der Maßstab aus der Vergangenheit genommen wird, verstellen wir damit aber möglicherweise den Blick auf die Zukunft. Es kann keine Zukunftsperspektive sein, wenn wir den richtigen und guten Zustand der Kirche nur daran messen, was einmal war. Aber es ist schwer, sich davon zu verabschieden. Wenn wir beispielsweise den Menschen sagen, der Priestermangel sei auch eine Chance für die Kirche, oder: wenn weniger Leute zur Kirche kommen, könne das auch eine Chance sein, dann weiß ich nicht, wie Menschen darin etwas Positives sehen sollen. Es sind merkwür-

dige Rationalisierungen, mit denen wir uns in der Krise zu beruhigen versuchen und „Placebo-Tabletten“ verteilen. Es ist Unsinn, den Leuten einen Zusammenbruch als einen positiven Aufbruch zu verkaufen, das glaubt niemand in der Kirche. Aber umgekehrt ist es sicher richtig, dass die Krise eine Anfrage an uns und unsere Pastoral ist.

Ich bin der festen Überzeugung, dass es kein Naturgesetz gibt, dass sich immer weniger Menschen für das Evangelium Jesu Christi interessieren. Es ist kein Naturgesetz, dass es immer weniger Priester geben muss. Solch ein Denken müssen wir uns verbieten, weil es auch soziologisch und wissenschaftlich nicht erhärtet ist. Die Geschichte der Kirche zeigt etwas anderes. Sie zeigt Phasen des Niedergangs und des Aufbruchs, der Müdigkeit und der Erneuerung. Die Geschichte zeigt auch, dass die Kirche nicht weiterkommt, wenn sie wie erstarrt stehen bleibt, wie das einige Vertreter der kirchlichen Hierarchie nach der Säkularisierung taten, als sie im Grunde genommen nur die Moderne verurteilten und sich als Opfer gesehen haben, bis dann die neue Situation endlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Herausforderung angenommen wurde. Man muss eben die Zeit aufgreifen, neue pastorale Möglichkeiten ausschöpfen. Es entwickelte sich die religiöse Erneuerung „von unten“ und zwar fast überall in Europa. Freilich war im 19. Jahrhundert auch das Verhalten des Staates von Bedeutung für die Stellung der Kirche in der Gesellschaft. In Zeiten kirchenfreundlicher Politik wie unter König Ludwig I. gelang es, durch die Gründung zahlreicher sozial-karitativer Ordensgemeinschaften sehr zur Glaubwürdigkeit und zur Erneuerung der Kirche beizutragen. In den Zeiten des Kulturkampfes schwächte sich diese Bewegung auch in Bayern wieder ab, um dann in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wieder neuen Schwung zu erhalten. Nicht übersehen werden darf dabei, dass es gerade in den größeren Städten infolge der industriellen Revolution zur Entstehung von Bevölkerungsschichten kam, die sich dauerhaft von der Kirche abwandten. Andererseits blieb das kirchliche Leben auf dem Land von den staatspolitischen Umwälzungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahezu unberührt. Elemente der barocken Frömmigkeit wurden trotz obrigkeitlicher Verbote weiterhin gepflegt, und auch neuere, innigere Formen der Volksfrömmigkeit kamen zum Tragen. Auch die Entstehung von Standesvereinen spielte im bayerischen Katholizismus eine wichtige Rolle, wenn auch nicht in dem Ausmaß wie in anderen deutschen Gegenden. Erst im 19. Jahrhundert begriffen manche in der Kirche, dass die Kirche nicht identisch ist mit der Gesellschaft. Erst in der damaligen

Situation konnte sich die Kirche erstmals als ein von der Gesellschaft getrenntes Subjekt wahrnehmen. Der Prozess der Differenzierung und Pluralisierung, der ja bis heute nicht abgeschlossen ist, führte dazu, dass die Kirche anfang darüber nachzudenken, wo sie in und gegenüber der Gesellschaft steht.

II. Herausforderungen für die Kirche

Was bedeutet das für uns? Im 19. Jahrhundert kam es zu einer Konsolidierung der Kirche, ja zu einer Aufbruchsbewegung in der Kirche, die bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hineinwirkte. Aber das Programm des 19. Jahrhunderts können wir so nicht wiederholen. Damals führten eine gewisse Differenzierung und auch Abschottung zu einer starken Bindung weiter Kreise an die katholische Kirche, wie sie im Alten Reich zwar ganz selbstverständlich war, unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen aber individueller und intensiver erlebt wurde. Diese Welt hat entscheidende Veränderungen in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, aber auch in der Nachkriegszeit erfahren. Die Dominanz des Materialismus, die sich in der Zeit des „Wirtschaftswunders“ in Deutschland durchsetzen konnte, und gravierende gesellschaftliche Umbrüche in den 1960er Jahren trugen zu einer massiven Erosion der katholischen Lebenswelten bei. Soziologische Untersuchungen zeigen, dass wir in den fünf Jahren von 1968 bis 1973 17% der Gottesdienstteilnehmer verloren haben: vor allem waren es die Männer, die Höhergebildeten und die Städter. Die 68er-Bewegung war Ausdruck eines weiteren Schubes an Emanzipation und Befreiung des Menschen. Die Bewegung hin zu mehr Freiheit ist ja grundsätzlich etwas Positives. Wir müssen deutlich sagen, dass wir die Entwicklung hin zur ausdifferenzierten Gesellschaft, zur Erweiterung der Freiheitspotentiale des Einzelnen als etwas Positives sehen müssen. Seien wir nicht so rückwärtsgerichtet und reaktionär, dass wir die Moderne als ein Unglück ansehen! Das ist nicht richtig. Dann würden wir nämlich die großen Gewinne der so genannten Aufklärung, die Demokratisierung, die Menschenrechte, die Toleranz und das Bestehen einer offenen Gesellschaft missachten und mit einem negativen Vorzeichen versehen.

Auch in den letzten Jahrzehnten ist die Entwicklung hin zu mehr individueller Freiheit, zur Entdeckung des Subjektes und seiner Möglichkeiten weiter vorangeschritten. Das betrifft auch das Verhältnis zur Religion. Und so können wir sagen: Es gibt auch eine Emanzipation von der Bindung an eine Religion. Jeder kann sich heute frei für eine Religion entscheiden. Ob wir die volksskirchlichen Elemente noch lange

haben werden oder vielleicht auch wiedergewinnen, weiß ich nicht. Aber diese Freiheitsmöglichkeit wird nicht wieder rückgängig gemacht werden können. Und wir dürfen sie auch nicht wieder rückgängig machen. Wir müssen sie als Kirche sogar wollen, weil wir ein Menschenbild haben, das dem entspricht. Es ist das Menschenbild von Freiheit und Verantwortung, das wir in der biblischen Tradition finden. Das hat das Zweite Vatikanische Konzil in seinen großen Dokumenten aufgegriffen und angesichts der modernen Entwicklungen theologisch verdeutlicht. Dabei spielen die persönliche Freiheit und die Verantwortung des Einzelnen eine zentrale Rolle. Die Erfahrung und die Texte des Zweiten Vatikanischen Konzils bleiben für den Weg der Kirche in der modernen Welt ein maßgeblicher Bezugsrahmen. Sie haben die neue Situation der Kirche im Licht des Evangeliums reflektiert und sind „Leitplanken“ für unseren Weg in die Zukunft.

Wir müssen also feststellen, dass der Prozess der Differenzierung dazu führt, dass wir als Kirche wirklich in einer neuen Situation sind, in eine neue Epoche des Kircheseins in unserem Land eintreten. Wir müssen uns in aller Deutlichkeit klar machen, dass es sich wirklich um einen tiefen Einschnitt handelt. Diese Entwicklung gilt nicht nur für Deutschland. Die Kirche muss sich diesen neuen Entwicklungen stellen und sich „neu aufstellen“.

Die fortgeschrittene Moderne oder „die sich beschleunigende Moderne“, wie der Soziologe Ulrich Beck sagt, ist geprägt von den Perspektiven der Vernetzung, der Mobilisierung, der Pluralisierung und des Zusammenwachsens. Das Wort Globalisierung gehört nicht von ungefähr zu den Schlüsselworten der Gegenwart. Ihm entsprechen auf der anderen Seite die Aspekte der Subjektivität und der Individualisierung. Beides kommt zusammen. Auf der einen Seite haben wir die Vernetzung, die Globalisierung. Denken wir an die Kultur, die Musikszene, die wirtschaftliche Verflechtung oder an das, was gemeinhin in der Werbung als gutes Leben gilt. Diese Vernetzung ist intensiver als sie jemals zuvor war. Auf der anderen Seite steht das Bewusstsein des Menschen, ganz für sich „Ich“ zu sein, der Gedanke der Subjektivität, das individuelle Profil, nicht „mainstream“, sondern etwas ganz Besonderes zu sein, ein eigenes „Ich“ zu haben und dieses „auszuleben“. Das sind die beiden Tendenzen, auf die wir treffen und die sehr schwer zu vereinbaren sind. Sicher ist jedenfalls, dass die europäische und die amerikanische Zivilisation den Menschen einen Freiheitsgewinn und eine wachsende Selbstverwirklichungsmöglichkeit gebracht haben, wie es das in der Geschichte der Menschheit zuvor nicht gegeben hat.

Aber dieser Freiheitsgewinn ist auch eine Last. Wir haben die „Qual der Wahl“. Auch darauf hat Ulrich Beck hingewiesen: die Wahl des eigenen Lebens, wie die Soziologen das nennen, die Herausforderung, sein eigenes Haus aus dem „Patchwork“ der verschiedenen Angebote zu bauen, ist ungeheuer anstrengend. So anstrengend, dass viele Menschen daran zerbrechen, wenn sie es aufbauen wollen. Weil nicht jeder seinen eigenen Kosmos aufbauen kann, schlüpfen die Menschen dann doch in die Häuser von anderen, übernehmen das, was ihnen aus Familie und Tradition oder aus Werbung, Medien und Zeitgeist vorgegeben ist. Die Freiheit hat auch die Seite, dass Menschen sich entscheiden müssen und vor der Frage stehen: Warum soll ich sonntags in die Kirche gehen? Warum soll ich Christ bleiben? Wieso lebe ich so, wie ich lebe?

Bei all dem stellt sich dann die Frage: Wo in unserer Gesellschaft mit ihrem Wirrwarr von Tendenzen – Subjektivität, Differenzierung, Vernetzung, Globalisierung – situiert sich die Kirche? Wo kann sie sich ihren Platz erobern, wenn sie überhaupt als Kirche in dieser Gesellschaft einen sichtbaren Platz haben möchte? Dass die Kirche das will, davon gehe ich aus. Es ist ja bemerkenswert: Das Thema Religion hatten die Soziologen der 70er Jahre nach der 68er-Bewegung eigentlich abgeschrieben, gemäß der alten Säkularisierungsthese, dass eine moderne, sich wirtschaftlich und freiheitlich entwickelnde Gesellschaft immer weniger religiös sein werde. Diese These hat sich nicht bestätigt. Das Thema Religion ist wieder da, auch in der gesellschaftlichen Diskussion und in der Wissenschaft. An vielen Soziologie-Fachbereichen wurde die Religionssoziologie abgeschafft und in den 90er Jahren wieder eingeführt, womit Religion wieder neu auch zum soziologischen Thema wurde. Das Phänomen Religion ist nicht erledigt. Es besteht kein Anlass, einen Abgesang auf die Religion anzustimmen, allerdings ist das Verständnis dessen, was Religion bedeutet, vielfältiger und diffuser geworden.

Um einen neuen Aufbruch in der modernen Gesellschaft zu ermöglichen, muss das Selbstbewusstsein der Christen, also auch ihre Identität, wieder stärker werden und sich lösen vom Blick auf die Zahlen. Dr. Renate Köcher vom Institut für Demoskopie Allensbach drückt dies so aus: „Die Vitalität und Strahlkraft einer religiösen Gemeinschaft ist jedoch keine Frage von Mehrheiten, sondern von sichtbar gelebtem Glauben und dem Selbstvertrauen, mit diesen Überzeugungen sich und andere zu bereichern, Vorhut und nicht Nachhut der Gesellschaft zu sein“. Das genau halte ich für eine scharfe und scharfsinnige Analyse, die uns zu denken geben muss. Haben wir

anderen etwas zu sagen und mitzuteilen? Empfinden wir uns als Nachhut eines gesellschaftlichen Prozesses, als eine Gruppe, die von den anderen noch lernen muss, was sie eigentlich tun sollte oder sind wir der Überzeugung, dass die anderen auch von uns etwas lernen können? Wir sind doch überzeugt, dass wir eine Botschaft haben, die jeden Menschen bereichert! Wenn das nicht der Fall ist, ist jede Strukturdiskussion überflüssig. Wir müssen uns wieder selbst in die Pflicht nehmen und klar sagen, was wir der Welt verkünden wollen, was wir den Menschen geben wollen, wie unser Angebot aussieht. Wir müssen wieder mit Überzeugung sagen, dass die Menschen im Glauben an Christus die Fülle des Lebens finden.

Diese Überlegungen lösen vielleicht noch nicht unsere konkreten Probleme, sind aber durchaus wichtig für den Standpunkt, von dem wir die aktuellen Herausforderungen angehen können. Es kommt darauf an, uns in diese Welt neu hinein zu stellen und deutlich zu machen, dass wir einen universalen Auftrag haben. Jesus hat uns das Evangelium geschenkt und gesagt: Geht zu allen Völkern. Wir haben eine universale Botschaft, nicht nur, damit die Kirche besteht, sondern damit die Kirche für die ganze Welt ein Zeugnis gibt, von der großen Hoffnung, die uns in Christus geschenkt wird. Den Menschen wird etwas vorenthalten, wenn wir nicht reden und Zeugnis geben.

Ich schließe hier die soziologische Betrachtung zusammenfassend ab. Als Grundgedanken können wir festhalten:

1. Wir sind in einer neuen Epoche der Kirchengeschichte, die uns herausfordert. Wir müssen uns wieder auf den Weg machen. Die Sozialgestalt der Kirche verändert sich, die Kirche stirbt aber nicht. Ein einfacher Satz, aber klar und deutlich. Zu dieser Veränderung müssen wir stehen und sie bejahen, also nicht nostalgisch zurückblicken und nicht den status quo festschreiben!
2. Die Erwartungen und die Realität der Kirche klaffen auseinander. Auf der einen Seite wird die Kirche gesehen als ein „Ethik-Produzent“ der modernen Gesellschaft. So wird die Kirche vom Bedürfnis der Gesellschaft her konstituiert. Es ist eine Art bürgerliche Religion, die zur Verschönerung der Lebenswenden und der Dorffeste bzw. als moralischer „Kitt“ für die Gesellschaft dient. Und auf der anderen Seite gibt es unser Selbstverständnis, das dem nicht immer entspricht. Das spüren besonders die Priester, die Leiter der Gemeinden, aber auch alle anderen Verantwortlichen in der Pastoral. Wir spüren, dass die Erwartungen an das, was Kirche sein soll und das

Selbstbild von Kirche auseinander gehen, dass da Spannungen sind. Ich kann diese Spannungen auch nicht einfach lösen, aber ich merke, dass es gefährlich ist, wenn wir die Kirche zu einer bürgerlichen Religion verwandeln. Das wäre langfristig der Tod der Kirche. Wenn sie sich nur noch als Ethik-Produzent und als Organisator von bürgerlichen Ritualen versteht, dann hat sie die Kraft des Evangeliums verloren.

3. Der Glaube hat Zukunft, wenn sich die Sozialformen des Glaubens ändern und weiter entwickeln. Das entspricht im Grunde dem ersten Punkt. Ich meine, hier bedarf es einer stärkeren Identifizierung des Einzelnen mit der Kirche und einer stärkeren Identität der Kirche selbst. Das ist für mich unstrittig, auch aus soziologischer Perspektive. Aber man könnte auch ohne Soziologie darauf kommen, dass eine Gemeinschaft nur dann etwas zu sagen hat, wenn sie weiß, was sie sagen will und in den wesentlichen Punkten dann auch einmütig spricht. Daran gibt es kein Vorbei. Wenn wir die Kirche nur als einen Gemischtwarenladen sehen, wo sich jeder seine eigene Religion zusammen bastelt - was ja faktisch oft der Fall ist, und auch die soziologischen Untersuchungen zeigen das -, dann stellt sich die Frage, wie wir noch ein eigenes Profil in die Gesellschaft einbringen können. Auf diesem Hintergrund hat der Münsteraner Sozialethiker Karl Gabriel gesagt, dass sich die Kirche in eine Ellipse hineinbewegt. Auf der einen Seite haben wir einen stärker werdenden Brennpunkt, wo Menschen ganz engagiert Christen sein wollen und uns fragen, was das ist „gläubiges Leben“, Existenz in der Nachfolge Jesu. Wir haben ja durchaus diese Gruppen und Bewegungen, die wirklich intensiv Christen sein wollen. Auf der anderen Seite der Ellipse sind die Gruppen, die sich gelegentlich „andocken“ und im Grunde mitschwimmen, letztlich aber unbehelligt bleiben möchten. Ein solches Gebilde ist natürlich nicht besonders einfach zu organisieren. Aber ich glaube schon, dass man Tendenzen in diese Richtung entdecken kann. Wir haben beides und die Frage ist, ob wir das Dach so groß bauen können, dass das Haus geräumig wird für viele. Wir kennen alle die Diskussion in der Pastoraltheologie um Rigorismus und Laxheit, zwischen Entschiedenheit und Gleichgültigkeit. Wir müssen uns dieser Frage stellen und darüber nachdenken, weil die Katechese nicht so diffus und verschwimmend sein kann, dass man beim Credo - wie ich es bei Firmgottesdiensten erlebe - sagt: Ich glaube an die Schöpfung, ich glaube an die Blumen, ich glaube an die Wiese, aber das Apostolische Glaubensbekenntnis bleibt unbekannt bzw. nichts sagend. Das hat keine Zukunft. Das kann nicht funktionieren. Dann sind wir zu einer esoterischen Allerweltsreligion geworden, in der die Menschen die Glaubensartikel

selbst formulieren nach dem Motto „Ich glaube das, was ich verstehen kann“. Ich komme aber nicht weit, wenn ich nur glauben will, was ich verstehen kann. Wir sind am Ende des Glaubens angelangt, wenn wir den Glauben nur zu einer Gefühlsangelegenheit unserer persönlichen Biografie machen. Aber diese Tendenzen gibt es. Und deshalb sage ich deutlich: Das kann nicht so weitergehen. Das hat keine Zukunft.

III. Notwendige Perspektiven

Ich möchte einige theologisch-pastorale Eckpunkte nennen, an denen wir weiter arbeiten müssen. Was sind Eckpunkte und Ziele?

1. Die Ziele liegen zunächst einmal im Evangelium und im *Selbstverständnis der Kirche*. Dieses muss immer wieder weiter entwickelt und angereichert werden. Dieses Selbstverständnis steht nicht einfach fest, wir haben keine uniforme Vorstellung von Kirche. Das Zweite Vatikanische Konzil hat viele Bilder gebraucht: Sakrament, Leib Christi, Volk Gottes, Haus Gottes, Braut Christi. Die Engführung auf ein Bild ist im Grunde nicht möglich. All diese Bilder verweisen auf die Ziele unseres kirchlichen Handelns: Wozu gibt es Kirche? Die Kirche gibt es, damit die Menschen Jesus Christus finden. In Christus öffnet sich das Reich Gottes und der Himmel geht über uns auf. Die Menschen entdecken, es gibt einen Gott, der mich liebt und der mich über die Schwelle des Todes führt. Der Weg mit ihm ist ein Weg in die Lebensfülle; sicher mit Höhen und Tiefen, nicht einfach mit einem platten „Als Christ hast du mehr Spaß.“ Das nicht, aber: „Du hast das größere Glück, das größere Leben gefunden, das auch angesichts des Leides, des Todes standhält.“ Das ist der Punkt. Alle Institutionen und Aktivitäten der Kirche müssen letztlich diesem Ziel dienen: dass die Menschen im Heiligen Geist durch Christus das Leben finden, den Weg zum Vater und so eine neue befreiende Lebensweise in der Kraft des Heiligen Geistes entdecken. Wir glauben: die Menschen verpassen Wesentliches in ihrem Leben, wenn sie Christus nicht finden. Alles Tun der Kirche ist darauf ausgerichtet.

2. Die Kirche muss stärker lernen, *Einheit in der Vielfalt* zu leben. Wir haben unterschiedliche Biografien, unterschiedliche Lebenswelten, Szenen, Glaubensvorstellungen. All das ist bunter, diffuser und subjektiver geworden. Heute gibt es sehr unterschiedliche Vorstellungen von Sünde, von Erlösung, von Schuld, von Freiheit, von Liebe etc. Es wäre naiv zu meinen, man könne Worte einfach über Jahrhunderte hin weiter tradieren ohne zu registrieren, dass sich in der Vorstellungswelt der Men-

schen etwas ändert. Wie können wir also Einheit in der Vielfalt gestalten? Mein Traum von Kirche ist, dass sich in der Eucharistiefeier am Sonntag die verschiedenen Gruppen, Biografien und Szenen treffen, und nicht jede Gruppe für sich bleibt. Wir haben diese Chance. Es gibt keine Gemeinschaft, die das so intensiv lebt und bezeugt: Du bist jetzt nicht als Szene-Mensch hier, als einer, der Choral liebt, oder als der, der Techno liebt, sondern: Du bist hier Christin und Christ. In der Eucharistiefeier sind alle gleich, erleben wir in gewisser Weise die „klassenlose“ Gesellschaft. Die Vielfalt kann zur Einheit werden im gemeinsamen Ausdruck des Glaubens und der Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi. Das muss unser Ziel bleiben.

Und trotzdem müssen wir auch die Möglichkeiten dafür schaffen, dass die verschiedenen Biografien und Lebenswelten ihren Platz finden. Wie können wir die Differenzierung in den Lebensläufen und in den Vorstellungen pastoral aufgreifen? Die Kirche hat es früher und auch heute getan in Gruppen, Verbänden, Bewegungen. Sie hat in unterschiedlichen gottesdienstlichen Formen gefeiert. Sie hat versucht, dem Einzelnen mit seinem persönlichen Anliegen entgegenzukommen. Ich glaube, wir müssen neu bedenken, wie das unter den heutigen Bedingungen möglich ist. Aber gleichzeitig sollten wir immer daran festhalten, dass alle aufgerufen sind, in der sonntäglichen Eucharistie zusammen zu kommen, dass alle zusammen gehören. Das hat, glaube ich, die katholische Kirche so intensiv betont wie keine andere Gemeinschaft. Die Eucharistie am Sonntag muss deshalb frei von Streit bleiben. Sie darf nicht zum „Tummelplatz“ bestimmter Gruppen werden, sondern muss der Ort sein, wo alle zusammenkommen. Denn von der sakramentalen Feier der Eucharistie her wird Kirche aufgebaut und erst möglich. Das ist ein wichtiger Punkt für die Pastoral. Wie wir die Einheit in der Vielfalt verbinden, das ist eine entscheidende Aufgabe für eine zukunftsfähige und differenzierte Seelsorge und Liturgie.

3. Die Kirche wird deshalb die *Individualisierung und die Subjektivität ernst nehmen* müssen und gleichzeitig den gemeinschaftlichen Aspekt bewahren. Also beides, denn die Menschen möchten ja gemeinsam unterwegs sein. Sie hungern nach Gemeinschaft, aber können es manchmal immer weniger, Gemeinschaft zu leben. Diese Beobachtung bringt eine Jugendstudie so auf den Punkt: „Gemeinsam einsam!“ Das ist oft das Kennzeichen nicht nur von Jugendszenen, sondern auch von Erwachsenenszenen. Auch die Erwachsenen wünschen sich viel Gemeinschaft, aber sie können es zum Teil nicht mehr. Wir als Kirche müssen ihnen zeigen, wie das geht. Wie man das eigene Ich aufbricht und zusammenkommt, wie aufbauende Be-

ziehungen möglich werden, wie man seine eigenen Gaben einbringt in das große Ganze und wie man davon bereichert wird, wenn man auf den anderen hört und mit ihm unterwegs ist.

4. Es geht darum, dass wir *das Wort Erlösung, das Wort Freiheit, das Neue, was uns in Christus geschenkt wird, so neu ausdrücken und feiern*, dass deutlich und erfahrbar wird, was in den Sakramenten geschieht. Das ist im Grunde der Kernpunkt, um den sich alles dreht. Es geht nicht darum, schöne neue Riten zu erfinden, also kein „Riten-Design“, und zu überlegen, was jetzt ankommt, sondern darauf, was die Sakramente vom Glauben her bedeuten und bewirken. Die Kirche ist ja als Ganzes Sakrament, Sakrament des Reiches Gottes. Und Gott sei Dank sind die Sakramente immer noch der wesentliche Ort, wo Menschen in Berührung kommen mit der Kirche. Deswegen ist es ganz zentral, wie wir mit den Sakramenten umgehen.

Die Frage nach dem Heil, nach dem, was wirklich unzerstörbares Glück ist, was erfülltes Leben ist, das müssen wir anders buchstabieren als die Werbung. Wir müssen den Menschen helfen, die Kurzatmigkeit, die Oberflächlichkeit zu überwinden. Dass sie sich nicht einlassen auf den Weg, der sie in die Banalität führt, aber nicht ins volle Leben. Wir müssen darauf vertrauen, dass viele Menschen das innerlich spüren; dass sie eine Liebe suchen, die nicht abhängig ist von Jugend und Schönheit, von Reichtum und Macht, die nicht berechnet nach den Bewertungsmaßstäben der Werbung. Dass sie sich nach einer erlösenden Liebe sehnen, die den Tod, die Angst, die Enge überwindet und in die wahre Freiheit führt.

Auch bei der Begründung der Gebote und Normen müssen wir diese befreiende Perspektive deutlich machen, dass zum Beispiel die Einhaltung der Zehn Gebote den Menschen glücklicher macht. Dass die Gebote eine Hilfe sind. Denn wenn jemand nur um sich kreist, nicht lieben kann, dann sagen wir zu Recht, er braucht Hilfe und kann so nicht glücklich werden. Und wie ist das bei den Zehn Geboten? Ist es eine Überforderung des Menschen, nicht zu stehlen? Treu zu sein, ist das eine Überforderung des Menschen? Das ist doch das Selbstverständlichste von der Welt, was da steht: einen anderen nicht umbringen, nicht lügen, nicht stehlen. Wir sollten da unsere Stärke zeigen und in aller Deutlichkeit sagen: Du verfehlst dein Leben, wenn du dich nicht an diese Gebote hältst. Die Gebote sind kein Hindernis zum Glück, sondern die Voraussetzung dafür.

5. Die Kirche muss sich auch *im politischen und im sozialen Engagement stärker als Korrektiv und Alternative zur Gesellschaft verstehen* ohne Angst zu haben, gleich wieder Mitglieder zu verlieren. Es gilt, von der Kraft des Evangeliums her deutlich zu machen, dass wir eine Wahrheit gefunden haben, die für alle Menschen wichtig ist. Wir sollten sie sagen und benennen und nicht jedes Mal danach schielen, wer uns dann böse ist. Wenn wir überzeugt sind, das etwas richtig ist, dann sollten wir auch sprechen und entsprechend handeln. Das gilt auch für politisch brisante Themen von der Bioethik bis zur Arbeitslosigkeit, von der gerechten Gestaltung der Globalisierung bis zum karitativen Engagement in unseren Pfarreien. Das konkrete Engagement für die Schwachen und auf der Strecke Gebliebenen gehört ins Zentrum des kirchlichen Zeugnisses, es war ein entscheidendes Erkennungszeichen der Kirche und muss es immer neu werden. Eine Kirche, die die „Wunden der Welt“ übersieht, könnte nicht wirklich evangelisieren.

IV. Konkretionen

Welche Konsequenzen können sich daraus für uns hier im Erzbistum München und Freising ergeben?

1. Ich glaube, dass wir aus verschiedenen Gründen *größere pastorale Räume* brauchen. Die Rahmenbedingungen haben sich verändert, sowohl von den personellen Ressourcen her als auch vom Verhalten der Menschen her. Wir haben durch die demografische Entwicklung und durch Kirchenaustritte im Erzbistum München und Freising von 1995 bis 2005 nicht nur 215.953 Katholiken verloren, das sind fast 10,7% der katholischen Bevölkerung -, sondern auch in den letzten 30 Jahren 53,5% der regelmäßigen Gottesdienstteilnehmer. Dann zu sagen, wir könnten trotzdem so weitermachen wie bisher, halte ich für unreal. Wenn wir mehr Priester hätten, würden wir dann die pastoralen Strukturen der 50er Jahre unverändert lassen? Nein!

Was heißt größerer pastoraler Raum? Größerer pastoraler Raum kann nicht heißen, wir machen die Einheitspfarre: Für je 10.000 Katholiken eine Pfarrei. Das wäre lebensfremd. Wir müssen in die eigene Geschichte, in die Landschaft und in die je besondere Situation hineinschauen. Was hat sich dort entwickelt? Was wird vom Glauben her gelebt? Und wir müssen versuchen, einen pastoralen Raum so verbindlich zu gestalten, dass gemeinsame, aber auch den heutigen Herausforderungen entsprechende differenzierte Pastoral möglich ist. Nicht: Was haben wir in der

Diskussion um ein neues Miteinander der Pfarren für uns herausgeholt? Wer ist Gewinner, wer ist Verlierer? Sondern: Was können wir gemeinsam besser leisten, was müssen wir gemeinsam tun? Was muss in jeder Gemeinde lebendig bleiben und was wird besser auf einer größeren Ebene angesiedelt? Wie dienen wir gemeinsam dem Anliegen und dem Auftrag der ganzen Kirche?

Dieser größere pastorale Raum ist sicher nötig, weil wir uns in dieser neuen Situation befinden: mit den vorhandenen begrenzten Ressourcen, mit der Veränderung der gesellschaftlichen Situation der Kirche, und weil viele Menschen die Bindung an die Kirche nicht mehr haben und natürlich auch, weil wir weniger Priester haben, all das gehört zusammen. Wenn wir ohne Vorurteile unsere pastoralen Einheiten anschauen und positiv überlegen, wie wir sie gestalten können, dann müssen wir, um eine qualitätsvolle differenzierte Pastoral zu ermöglichen, zu größeren pastoralen Räumen kommen. Diese Überlegung lag ja auch schon in gewisser Weise dem Konzept der Pfarrverbände zugrunde.

2. Wir brauchen *differenzierte Anschlussstellen, die vernetzt sind, eine vernetzte pastorale Struktur*, auch eine bessere Verbindung von territorialer und kategorialer Seelsorge. Das hört sich sehr schön an, ich weiß. Aber das in die Realität umzusetzen ist sicher schwierig. Es geht um das Verhältnis von Territorium und Kategorie und auch um das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Gruppen. Ich habe ja die Differenzierung der Lebenswelten und die unterschiedlichen Biografien der Menschen genannt. Was bedeutet das für die Seelsorge? Es muss ja auch so etwas geben wie Geistliche Zentren und spirituelle Orte, die wiederum auf das Leben der Pfarreien zurückwirken. Es ist ganz wichtig, dass wir überlegen, wie wir zu einer Struktur kommen, in der die Pfarrei ihr Gewicht behält, der größere pastorale Raum in den Blick kommt, wo wir uns aber auch verbinden mit anderen pastoralen Orten, an denen etwas getan wird, was in der Pfarrei für den Einzelnen und bestimmte Gruppen in ihrer jeweiligen Situation nicht möglich ist. Es wäre doch schlimm, wenn ein Pfarrer denkt: hoffentlich kommt keiner, der zur Kirche zurück will, mit dem muss man ja ein halbes Jahr unterwegs sein. Besser wäre es doch, wenn man dann sagen könnte: „Schön, dass Sie kommen. Wir haben ein Geistliches Zentrum oder eine Gruppe auf Dekanatsebene, die sich so qualifiziert um die Einführung in den Glauben kümmern, wie ich das als Pfarrer alleine vor Ort nicht kann.“ Dazu gehört eine stärkere Zusammenarbeit auf Dekanats- und Bistumsebene. Die Ortskirche ist

ja nach der Lehre des Konzils das Bistum, das in Pfarreien, Ordensgemeinschaften und Gruppen lebt.

3. Wir brauchen eine *Erneuerung und Vertiefung der Katechese*. Die Katechese ist ein Herzstück der Kirche, weil sie hinführt zu den Sakramenten, in denen der Glaube gefeiert wird, und wo das geschieht, was die Sakramente bezeichnen, wo Himmel und Erde sich berühren. Wenn die Sakramente an Kraft verlieren, kann die Kirche nicht in Schwung kommen! Aber wie können wir eine qualitativ hochwertige und nachhaltige Katechese in Gang bringen? In den 70er Jahren haben wir die sogenannten Kommunionmütter und Firmhelfer erfunden. Das war gut und hat deutlich gemacht: Die ganze Gemeinde ist verantwortlich für die Katechese. Wie können wir unter veränderten Bedingungen diesen Ansatz weiter entwickeln? Haben wir in der Katechese genügend Menschen, die selbst den Glauben bezeugen können? Gibt es eine gute Vernetzung von Religionsunterricht, Elternarbeit und Gemeindekatechese? Wie können wir die katechetische Arbeit, die sich ja auf alle Sakramente beziehen müsste, qualifizierter voranbringen? (vgl. Wort der Deutschen Bischöfe Nr. 75)

4. Ein weiterer Punkt ist der „*Glanz der Liturgie*“. Die Kirche ist im Wesentlichen Sakrament und Sakrament bedeutet natürlich auch, dass das ausstrahlt auf unser Leben im Alltag, im Miteinander. Der „Glanz der Liturgie“, das Bemühen um eine gute Liturgie, eine gute Predigt, eine gute Verkündigung, das ist zentral für das Leben der Kirche. Wenn die Menschen sonntags in der Kirche Banales hören und sehen, ungeübte Ministranten, ein Rauchfass, das nicht raucht, Lieblosigkeit im Umgang mit denen, die gekommen sind, dann können wir alles andere vergessen. Es muss deutlich werden: der Sonntagsgottesdienst ist der Höhepunkt des gesamten kirchlichen Lebens. Er ist nicht einfach Fortsetzung des Alltags, sondern Öffnung unserer Welt in das faszinierende Geheimnis Gottes hinein. Damit steht und fällt die Kirche!

5. Wir brauchen eine *Einführung in die persönliche Spiritualität*. Wir müssen Hilfen anbieten, damit die Menschen zum Gebet finden. Wenn sie den Zugang zum Gebet nicht finden, finden sie auch den Glauben nicht. Hierzu gehören die Exerzitien im Alltag, eine intensive Jugendpastoral einschließlich der Berufungspastoral. Es geht darum, Menschen ganz persönliche Wege zu zeigen, damit der Glaube wirklich Teil des täglichen Lebens wird.

6. Und nicht zuletzt nenne ich das *Zeugnis der Liebe*. Eine Gemeinde, die keine Ausrichtung auf die „Wunden der Welt“ hat, kann nicht wirklich glaubwürdig die Feier von Tod und Auferstehung Jesu feiern. Beides gehört zusammen. Es macht mir Sorgen, dass in vielen Gemeinden das karitative Engagement einfach an Institutionen delegiert wird. Wir brauchen einen engagierten und kreativen Umgang mit den „Wunden der Welt“ vor Ort, in unseren Gemeinden. Das kann durchaus auch politisch werden. Auch in unseren Pfarreien müssen wir uns fragen: Was passiert hier politisch vor Ort? Was ist hier an Ungerechtigkeit? Was ist an Zerstörung menschlichen Lebens, an schwierigen Familiensituationen? Vielleicht sind Gruppen, die sich politisch und karitativ engagieren, auch nur möglich auf der größeren Ebene einer Pfarreiengemeinschaft und nicht in jeder Pfarrei.

7. Ganz zum Schluss komme ich noch zu *Strukturfragen*. Für diese ist die Frage wichtig: Was muss eine Pfarrei oder Pfarreiengemeinschaft leisten? Wie sollen daher die Pfarrei und die Pfarreiengemeinschaft der Zukunft aussehen? Was soll eine Gemeinde im Auftrag Jesu sein? Wir kommen dann an die eben erwähnten Punkte, denn eine Gemeinde, eine Pfarrei hat eine Sendung, einen Auftrag. Dann ist weiter zu fragen: Welche mittleren Ebenen brauchen wir und wozu? Nicht von ungefähr gibt es die Dekanate und nicht von ungefähr wurden vor 40 Jahren die drei Seelsorgerregionen gegründet. Welche zusätzlichen Angebote sind darüber hinaus nötig wie beispielsweise Geistliche Zentren, Verbände, Bewegungen, Ordensgemeinschaften? Darüber wird man in den nächsten Jahren weiter nachdenken müssen, immer unter der Fragestellung: Wie können wir dem Glauben Zukunft geben? Und wie können wir es gemeinsam tun?

V. Dem Glauben Zukunft geben

Mit Dankbarkeit blicke ich auf den mehr als dreißigjährigen Weg und die in dieser Zeit gesammelten Erfahrungen in der Zusammenarbeit von Pfarreien in Pfarrverbänden in unserem Erzbistum. An diese große Tradition gilt es nun anzuschließen und von dort aus weiterzubauen. Es kommt mir sehr darauf an, dass wir im Miteinander die Situation, in der wir in unserem Erzbistum stehen, anschauen und so gemeinsam in einen Prozess der Neuorientierung und Neustrukturierung eintreten. Ich bitte um die Bereitschaft, diesen Weg mitzugehen. In einem zweijährigen Prozess sollen so – neben einer verbindlichen Struktur- und Personalplanung – diözesane Schwerpunkte und Vereinbarungen für die Pastoral der kommenden Jahre entwi-

ckelt und verabschiedet werden. Diese wiederum dienen als Grundlage für die Erarbeitung konkreter pastoraler Konzepte in den einzelnen Pfarreien und Pfarreiengemeinschaften. „Dem Glauben Zukunft geben“ - dieses Projekt bietet die Chance, die Neuorientierung und Neustrukturierung in unserem Erzbistum aktiv mitzugestalten. Denn es geht um „mehr als Strukturen“!